

Mut und Musikalität

Klangspur Reformaton

Die Kirche –Wochenzeitung für Berlin und Brandenburg, 24. Oktober 2012 –
Gemeindeblatt Württemberg, 4. November 2012 -

Von Georg Magirius – Redaktion: Amet Bick

Ohne Luthers Musikalität hätte die Reformation gewiss einen anderen Verlauf genommen. Die Klangspur, die bei Luther ihren Anfang nimmt, kann hörbar machen: Musik kann mutig machen. Mut in Zusammenhang mit dem Musischen zu bringen, mag verwundern. Denn der Mut scheint für Tatmenschen wie Widerstandskämpfer, Rettungssanitäterinnen oder Bungee-Springer reserviert zu sein. Und Musik gilt eher als etwas Schöngeistiges, mit dem man sich der Realität auf träumende Weise davonzustehlen kann.

Luthers reformatorische Entdeckung war freilich realistisch: Der Mensch kann sich nicht vollkommen machen. Vor Gott muss er sich nicht optimieren, seiner Halbheit braucht er sich nicht zu schämen. Diese Entdeckung war für Luther zugleich das Ende der Hierarchien: Vor Gott zählt jede Stimme, niemand soll stimmlos sein. Er übersetzt die Bibel ins Deutsche, damit sie möglichst jeder lesen – oder auch sprechen und singen kann. Denn für den Reformator ist die Bibel ansatzweise immer schon Musik, kein stummes Buchstabengebilde. David und die biblischen Propheten hätten das ihre in Metren abgefasst, schreibt er. So ist das Evangelium auch kein kühles Gedankenkonstrukt, sondern Anrede, ein poetischer An-Spruch, „gute Mär, gut Neuzeitung, gut Geschrei, davon man singet und saget und fröhlich ist.“

Das sollte auch für den Gottesdienst gelten. 1525 regt Luther Freunde an, Lieder in Deutsch zu dichten, komponiert und schreibt auch selbst. Es entsteht das auf Deutsch gesungene Kirchenlied, ein Priestergesang der besonderen Art: Priester im Sinn der Reformation sind alle Glaubenden, ein „Königreich von Priestern“, wie es Luther in Anlehnung an die im 2. Buch Mose erzählte Gottesoffenbarung am Berg Sinai sagt. Der Thron ist also weder Kanzel, Altar noch Orgel, sondern die

Kirchenbank. Dort sitzen Priesterinnen und Priester, um den Thronraum auf vielstimmige Weise zu füllen.

Eine eigene Liedgattung hat Luther geschaffen, die Psalmgesänge. Lieder wie „Aus tiefer Not schrei ich zu dir“ oder „Ach Gott, vom Himmel sieh darein“ sind noch heute im Gesangbuch zu finden. Inspiration für die musikalische Neuschöpfung findet Luther jedoch im Alten, in den biblischen Psalmen, die für ihn eine Kurzform des Christentums sind. Vielleicht noch mehr als Luther schätzten die Reformatoren Zwingli und Calvin die Psalmen, sie ließen allein diese biblischen Lieder im Gottesdienst und ohne Begleitung singen. Für Luther sind sie ein Sturmwind der Gefühle, der mit Wut, Verzweiflung oder Freude angenehm verwirrende Emotionsüberschüsse kennt.

Auch im Evangelischen Gesangbuch findet sich eine Auswahl an Psalmen, eine Anregung zum Beten, allerdings auf zweifelhafte Weise gereinigt. Die Psalmen sind auf eine Lautstärke heruntergepegelt, die keinen Nachbarn erschrecken soll. Das wirkt gehemmt, mutlos und seltsam distanziert gegenüber jener altüberlieferten Gebets-ekstase, vor der Luther sich tief verneigte und die bis heute als Weltliteratur gilt.

Der Protestantischste unter den Komponisten

Heinrich Schütz (1585-1672) verstümmelte die Psalmen nicht, sondern vertonte sie oft in voller Länge. Vielen gilt er als der Protestantischste unter den Komponisten. In seinen geistlichen Werken bringt er ausschließlich Biblisches zu Gehör, womit er radikaler als später Johann Sebastian Bach in seinen Passionen und Kantaten verfährt. Schütz war der bedeutendste deutsche Komponist seiner Zeit, machte die Dresdner Hofkapelle zum Mittelpunkt der deutschen Musik und bewahrte sie während des Dreißigjährigen Krieges vor dem Untergang.

Wie Martin Luther erfährt auch er die Bibel als Poesie, die in der Gegenwart tönen will. Obwohl Schütz Komponist ist, geht er dabei nicht von Melodien aus, die er in einem zweiten Schritt mit Worten unterlegen würde, wie es etwa der italienische Zeitgenosse Monteverdi tat, dessen kompositorisches Gepräge Schütz während eines Italienaufenthaltes kennengelernt haben dürfte.

Bei Schütz ist es umgekehrt, er macht die Sprache zur Musik. Stets ist sie es, die zum Ausgangspunkt der Melodiebildung wird, womit er die der Bibel innewohnende Musikalität frei legt. Der Dresdner Kapellmeister geht vom natürlichen Sprechrhythmus aus, deutlich vernehmbar sind die Worte, sinngemäß werden sie betont durch Heben und Senken, Beschleunigen und Verlangsamten, An- und Abschwollen der Stimme. Allerdings weicht Schütz vom natürlichen Sprechrhythmus der Bibel auch ab, stellt Wörter um, hebt sie hervor, um dank der Musik den Wortsinn noch einmal auszulegen. So ist er Interpret, Bewahrer und Neuerer zugleich – wie es charakteristisch ist für all jene, die sich vom Reformatorischen musikalisch inspirieren lassen: Was war, soll zum Klingen kommen, aber nicht konservierend, sondern unverwechselbar gegenwärtig, als etwas Lebendiges, das sich im Augenblick ereignet.

Luthers reformatorische Entdeckung verweist auf einen Klang, der augenblicksartig und vollendet trösten kann, weil er das Unvollendete bestehen lässt. In diesem Klang weht ein Geist, der sich von dem der Apotheken-Umschau unterscheidet. Ihr zufolge lässt sich alles reparieren, wenn man nur fleißig ist und brav die Regeln befolgt. Reformatorisch gesehen aber ist der Mensch in seiner Halbheit ganz, gerecht und auf himmlische Weise akzeptiert. Man muss nicht reparieren, was sich nicht reparieren lässt, weil es schlicht menschlich ist, Zweifel, Schmerzen, Angst und Verzweiflung zu kennen.

Kluge Naivität

Mut lässt sich nicht krampfhaft trainieren, eher kann man sich von ihm auf zauberhafte Weise überwältigen lassen. Solch ein Mut-Verführer ist Paul Gerhardt (1607-1676), der bekannteste deutschsprachige evangelische Liederdichter. Seine Verse gibt es auf Japanisch, Chinesisch, auch in afrikanischen Sprachen, nicht nur von Evangelischen wird er gesungen. Ins Volksliedhafte gehende Lieder wie „Geh aus mein Herz und suche Freud“ haben ohnehin die Grenzen des Kirchlichen überschritten. Die Sprache des Barockdichters gilt einigen als naiv, dabei schwingt stets und radikal ehrlich das Offensichtliche mit: Dass das Leben die unselige Macht besitzt, den Menschen zum Verstummen zu bringen.

Früh verliert Gerhardt seine Eltern, erlebt den Dreißigjährigen Krieg, mit Ende 30 bezeichnet er sich noch als Student der Theologie, wird erst mit 44 Pfarrer. Mit Amt versehen kann er endlich heiraten. Drei seiner vier Kinder sterben früh. Die nach dem Tod des ersten Kindes von seiner Frau und ihm gestiftete Gedenktafel ist noch heute in der Lübbener Kirche zu sehen, darauf Worte aus dem 1. Buch Mose: „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens.“

Noch ehe er Pfarrer wird, erlebt Gerhardt in Berlin eine fruchtbare Zusammenarbeit mit Johann Crüger, dem Kantor an der Nikolaikirche. Beide haben ähnliche Ziele, verbinden die lutherische Tradition mit einer neuen verinnerlichten Frömmigkeit. Die Arbeit ist auf die Gemeinde gerichtet, die im Sinne Luthers keine Stellvertreter braucht, um selbst in Beziehung mit Gott zu treten. Freilich waren im barocken Krisenjahrhundert wie auch zu Luthers Zeiten die meisten Analphabeten. Die Verse mussten merkbar und merkwürdig sein, um zum Singen ermuntern zu können. Der Einfachheit zum Trotz sind seine Verse kunstvoll: In seinen 139 Liedern und Gedichten hat man 56 verschiedene Strophenformen entdeckt, zehn Strophenformen tauchen bei ihm überhaupt zum ersten Mal auf.

Die Stimme des Weinens wird man nicht mehr hören

Aufstehen und Auferstehung im Alten Testament

Urtümlich und fast modern wird im Alten Testament von Auferstehung gesprochen. Es lässt an Science Fiction oder Gruselfilme denken, wenn der Prophet Ezechiel durch ein Feld voller Totengebeine geht und Gottes Stimme übermittelt: „Ich will Atem in euch bringen, dass ihr wieder lebendig werdet.“ Tatsächlich rauscht es, Knochen rücken zusammen, es wachsen Sehnen und Fleisch, die Knochen werden mit Haut überzogen. Sie atmen und kommen auf die Füße. Konkreter geht es kaum: Die Auferstehungshoffnung betrifft im Alten Testament den ganzen Menschen, was nicht unähnlich dem Neuen Testament ist. Das mag überraschen, weil die Auferstehung Christi als einzigartig gilt. Ohne Altes Testament jedoch würde es die

Ostererzählungen nicht geben. Der Auferstandene selbst zitiert die jüdischen Schriften, wenn er erklärt, was geschehen sei.

An ruhiges Erklären ist zunächst aber kaum zu denken: Ein Geist!, rufen die Jünger panisch. „Fasst mich an“, sagt Jesus: Ein Geist habe doch nicht Knochen und Fleisch. „Habt ihr hier etwas zu essen?“, fragt Jesus, da die Jünger es nicht glauben können. Da legen sie ihm gebratenen Fisch vor.

Aber nicht nur vor Publikum isst der Auferstandene. Bei einer Wanderung mit zwei entfernteren Jüngern erklärt Jesus, mit Hilfe der Tora und der Propheten, wie alles gekommen ist. Aber erst als er das Brot bricht, erkennen sie ihn. So zeigt sich die Auferstehung am Tisch, den der Tod nicht abzuräumen vermag. Auch dieses Anti-Todes-Bild wurzelt im Alten Testament. Die jüdischen Schriften waren für Jesus, die Jünger und die Autoren des Neuen Testaments zentral, es war gleichsam ihre Bibel. Jesajas Himmelsvision klingt schmackhaft: Gott werde auf dem Berg Zion ein fettes Mahl ausrichten. „Ein Mahl von reinem Wein, von Fett, von Mark, von Wein, darin keine Hefe ist.“

Und alle Völker pilgern zu diesem Fest. Und es wird Friede sein. Die Hoffnung läuft freilich nicht Gefahr, zu einem Wattewolkenhimmel zu verkommen. Auferstehung – das heißt im Alten Testament auch Gericht. Da werden „die Gottlosen Stroh sein, der kommende Tag wird sie anzünden“, sagt der Prophet Maleachi. Das Gericht ist allerdings kein Instrument aus der Folterkammer der Unterdrücker. Die ohnehin Verängstigten sollen nicht noch zusätzlich Angst erleiden. Sondern die Bedrücker „werden Staub unter euren Füßen“. Dann ist es anders als sonst so oft, wenn Gewinner Verlierer treten und die Starken die Schwachen. Erlittenes Unrecht wird nicht übergangen. Die auf Kosten der Verlierer leben, sollen die Chance haben, einmal verlieren zu dürfen. Und Gott, der oft genug die Schreie der Leidenden nicht gehört hat, richtet auch sich selbst, rückt zurecht, berichtigt sich. Dann werden die Stiefel ausgezogen, sagt Jesaja. Denn das Militär gibt es nicht mehr. Die Stimme des Weines werde man nicht mehr hören.“ Es sollen keine Kinder mehr da sein, die nur einige Tage leben.“

Kinder rücken zuweilen in den Mittelpunkt des neuen Lebens, im Alten wie im Neuen Testament. So erweckt Jesus die tote Tochter eines Synagogenvorstehers, indem er

ihre Hand nimmt. Mancher Bibelwissenschaftler entdeckt einen Haken: Keine Auferstehung! Die Erweckte nämlich müsse ja nun noch einmal sterben, also quasi zwei Mal, der Tod sei nicht besiegt. Eltern, die ihr Kind wieder bei sich haben könnten, würden gegen solch eine Auferstehung zweiter Klasse vermutlich nichts einzuwenden haben. Gewiss ist es auch eine tiefgehende Trauer, die diese wundersamen Erweckungsgeschichten hat erzählen lassen. Einmal betet Elisa am Lager eines toten Jungen. Nichts. Da legt er sich auf den Körper, Hand auf Hand, Mund auf Mund, Augen auf Augen. Der Leib wird warm. Es reicht nicht. „Elisa aber stand wieder auf und ging im Haus einmal hierhin und dahin und stieg wieder aufs Bett und breitete sich über ihn. Da nieste der Knabe siebenmal; danach tat der Knabe seine Augen auf.“

Rätselhaft und kurios klingt das. Der Humor gehört gewiss auch zu den Kräften, mit denen man sich im Alten Testament gegen den Tod wehrt. Er erinnert an den Schalk jener, die fast täglich mit dem Sterben zu tun haben. Was sie an Grabgeschichten, Missgeschicken und Kuriositäten erzählen, ist nicht zynisch. Nur haben sie gelernt, den Tod nicht in jedem Augenblick ernst zu nehmen. Aus diesem Milieu könnte die Geschichte stammen, die sich am Grab Elisas ereignet haben soll. „Als aber Elisa gestorben war und man ihn begraben hatte, fielen streifende Rotten der Moabiter ins Land Jahr um Jahr. Und es begab sich, dass man einen Mann zu Grabe trug.“ Die Trauergesellschaft kann nicht in Ruhe Abschied nehmen, weil die Gefahr besteht, dass die Hinterbliebenen dem Toten folgen müssen, von Feinden ins Grab geschickt. „Als man aber einige Leute von dem Moabitern sah, warf man den Mann in Elisas Grab.“ Nicht gerade würdig lässt man den Toten in die Tiefe plumpsen und flieht. „Als er die Gebeine Elisas berührte, wurde er lebendig und trat auf seine Füße.“ Ein Leichnam fällt, berührt einen Toten, steht auf: Slapstick am Grab, der an Stummfilme erinnert, wo die Bewegungen der Helden stets ein wenig aufgedreht, ruckartig wirken.

So wehrt man sich im Alten Testament gegen den Tod: komisch, überschwänglich und mit fantastischen Farben. Zuweilen aber fehlt jede Auferstehungshoffnung. Sie hat sich nämlich erst nach und nach herausgebildet. In den ältesten Texten gibt es den Wunsch, alt und lebenssatt zu sterben. Nach dem Tod fährt man in die Grube,

schläft in der Erde. Allenfalls bewegt man sich in dieser Todeslandschaft wie gelähmt, als Schatten. Die Schatten aber können offenbar gerufen werden. Auch heute noch? Wenn sich Menschen mit Verstorbenen am Grab unterhalten, lässt sich das als Selbstgespräch deuten. Die Trauernden empfinden es eher als Dialog. Manche behaupten heute auch, man könne verstorbenen Seelen über ein sogenanntes Medium nahekommen. Im Alten Israel war man solchen Praktiken gegenüber eher kritisch eingestellt. Unter König Saul sollten sie ausgerottet werden. Doch Saul selbst sucht einmal bei einer Totenbeschwörerin Hilfe. „Hole Samuel herauf!, verlangt er. Unruhig ist er, politisch am Abgrund. Und hofft auf diese Frau, deren Handwerk er verbieten ließ. „Ich sehe einen Geist heraufsteigen aus der Erde“, sagt sie. „Da erkannte Saul, dass es Samuel war, und neigte sich mit seinem Antlitz zur Erde und fiel nieder.“ Im Schattenreich bewahren die Toten offenbar ihre Würde, sonst würde Saul sich nicht so tief verbeugen. Wie aber reagiert der Gerufene, der Saul einst zum König machte? Er wird sich freuen: Tageslicht! Außerdem ist er gefragt, kann wieder politisch Einfluss nehmen. Samuel allerdings will gleich zurück. „Warum hast du meine Ruhe gestört, dass du mich heraufsteigen lässt?“ Seine letzten Worte an Saul klingen schrecklich, können indirekt aber auch tröstlich sein für jene, die auf der Erde keine Ruhe finden: „Morgen wirst du mit deinen Söhnen bei mir sein.“

Ruhe oder bester Wein, Gerechtigkeit und ein himmlischer Frieden: Auf all das greift das Neue Testament selbstverständlich zurück, es ist ein Hoffnungsspeicher für Juden und Christen. Aber dann gibt es noch eine Vorstellung, die selbst den Skeptiker ansprechen kann. Insbesondere in den Psalmen findet man das. Dort werden auch todesähnliche Zustände als Tod gesehen, also Krankheit, Gefahr, Isolation. „Des Todes Stricke überwältigten mich“, betet da jemand. Aber Gott habe ihn aus der Tiefe geholt, dem Tod entrissen.

Allenfalls vorsichtig klingt in den Psalmen an, dass Gott auch nach dem Tod da sein wird, da er die Finsternis nicht scheut. Sonst aber ist der Tod der Schlusspunkt. So wird Gott heftig angegangen, sich für das von ihm geschaffene Leben einzusetzen. Dem drohenden Ende will man entkommen – wohin? Zurück, ins Leben, das als unvergleichlich kostbar gilt. Dank der Psalmen wird die Wucht des Endes nie

Mut und Musikalität

Klangspur Reformation

Die Kirche, Evangelische Wochenzeitung, 24. Oktober 2012 – Von Georg Magirius

geleugnet. Gebetet wird nicht um Auferstehung, sondern um Geringeres, aber um nicht gerade wenig. Die Psalmen sind ein Aufstand – für das Leben jetzt.

Georg Magirius ist Theologe und Schriftsteller. Von ihm zum Thema erschienen:

Meister der Kirchenmusik, Agentur des Rauhen Hauses 2012. Internet:

www.georgmagirius.de